

»Ein poetisches Juwel, wie man es nicht oft
zu lesen bekommt.« *Daniel Kehlmann*

NEIL
GAIMAN

Der
Ozean
am Ende der Straße

Roman

BASTEI ENTERTAINMENT 

»Braves Mädchen«, sagte Mrs. Hempstock. »Wenn das Wasser kocht, kommen sie hierher, um zu fragen, ob wir irgendwas Ungewöhnliches gesehen haben, und um Tee zu trinken. Warum gehst du nicht mit dem Jungen runter zum Teich?«

»Das ist kein Teich«, sagte Lettie. »Das ist mein Ozean.« Sie drehte sich zu mir um und sagte: »Los, komm.« Wir verließen das Haus auf demselben Weg, auf dem wir es betreten hatten.

Der Himmel war noch immer grau.

Wir liefen um das Haus herum und einen Trampelpfad entlang.

»Ist das wirklich ein Ozean?«, fragte ich.

»O ja« sagte sie.

Es tauchte urplötzlich vor uns auf: ein Holzschuppen, eine alte Bank und dazwischen ein Ententeich, das dunkle Wasser von Entengrütze und Lilienblättern übersät. Tote Fische trieben auf der Oberfläche, so silbrig wie Münzen.

»Das ist nicht gut«, sagte Lettie.

»Hast du nicht gesagt, es sei ein Ozean?«, rief ich. »Das ist doch nur ein Teich.«

»Es ist ein Ozean!«, sagte sie. »Wir sind von jenseits des Ozeans gekommen, als ich noch ganz klein war, aus unserer Heimat.«

Lettie verschwand im Schuppen und kam mit einer langen Bambusstange wieder heraus. An ihrer Spitze hing etwas, das wie ein Krabbenkescher aussah. Sie beugte sich vor, schob das Netz vorsichtig unter die toten Fische und zog es heraus.

»Aber die Hempstock-Farm steht im Domesday Book«, sagte ich. »Behauptet jedenfalls deine Mutter. Und das stammt von Wilhelm dem Eroberer.«

»Ja«, sagte Lettie Hempstock.

Sie holte einen toten Fisch aus dem Netz und betrachtete ihn eingehend. Er war noch immer weich, nicht steif, und er schlackerte in ihrer Hand. So viele Farben hatte ich noch nie gesehen: Er war zwar silbrig, aber unter dem Silber war er blau und grün und purpurrot, und jede Schuppe hatte eine schwarze Spitze.

»Was für ein Fisch ist das?«, fragte ich.

»Das ist wirklich seltsam«, sagte sie. »Ich meine, meistens sterben die Fische in diesem Ozean nicht.« Sie zog ein Taschenmesser mit einem Horngriff hervor, auch wenn ich nicht hätte sagen können, woher, stieß es dem Fisch in den Bauch und schlitzte ihn bis zum Schwanz auf.

»Das da hat ihn getötet«, sagte sie.

Sie holte etwas aus dem Fisch heraus. Dann legte sie es mir, noch immer ganz glitschig von den Eingeweiden des Fisches, in die Hand. Ich beugte mich vor, tauchte es ins Wasser und rieb mit dem Finger darüber. Das Gesicht von Königin Victoria starrte mich an.

»Ein Sixpence-Stück?«, sagte ich. »Der Fisch hat ein Sixpence-Stück verschluckt?«

»Das ist nicht gut, hab ich recht?«, sagte Lettie Hempstock. Inzwischen schien ein wenig die Sonne: Die Sommersprossen auf ihren Wangen und auf ihrer Nase wurden sichtbar, und als das Sonnenlicht auf ihr Haar fiel, schimmerte es kupferrot. Und dann sagte sie: »Dein Vater fragt sich, wo du steckst. Wir sollten wohl besser zurückgehen.«

Ich wollte ihr die kleine Silbermünze geben, aber sie schüttelte den Kopf.

»Behalt du sie«, sagte sie. »Kauf dir Schokolade oder eine Limo.«

»Ich glaube nicht, dass das reicht«, sagte ich. »Heutzutage nimmt doch kein Laden mehr eine Sixpence-Münze.«

»Dann wirf sie in dein Sparschwein«, erwiderte sie. »Vielleicht bringt sie dir Glück.« Sie sagte das mit skeptischem Unterton, als wäre sie sich nicht sicher, ob die Münze mir Glück oder Unglück bringen würde.

Der Polizist und mein Vater und zwei Männer in braunen Anzügen und Krawatte standen in der Küche des Bauernhofs. Einer der Männer erklärte mir, er sei Polizist; aber er trug keine Uniform, was ich irgendwie enttäuschend fand: Wenn ich Polizist wäre, würde ich meine Uniform bei jeder Gelegenheit tragen. In dem anderen Mann im Anzug erkannte ich Dr. Smithson, unseren Hausarzt. Sie tranken gerade ihren Tee aus.

Mein Vater dankte Lettie und Mrs. Hempstock, dass sie sich um mich gekümmert hatten, und sie versicherten ihm, das sei nicht der Rede wert, und ich könne gern wiederkommen. Der Polizist, der uns runter zu dem Mini gefahren hatte, fuhr uns jetzt nach Hause und ließ uns am Ende der Einfahrt aussteigen.

»Wahrscheinlich ist es das Beste, wenn du nicht mit deiner Schwester darüber redest«, sagte mein Vater.

Ich wollte mit überhaupt niemandem darüber reden. Ich hatte einen besonderen Ort gefunden, eine neue Freundin kennengelernt, meinen Comic verloren, und in der Hand hielt ich eine altmodische Sixpence-Münze.

Ich fragte: »Worin unterscheidet sich ein Ozean vom Meer?«

»Er ist größer«, sagte mein Vater. »Ein Ozean ist viel größer als das Meer. Warum?«

»Ich bin nur neugierig. Kann ein Ozean so klein wie ein Teich sein?«

»Nein«, sagte mein Vater. »Teiche sind so groß wie Teiche, Seen sind so groß wie Seen, und Ozeane sind so groß wie Ozeane. Der Atlantische, der Pazifische, der Indische, der Arktische. Ich glaube, das sind alle Ozeane, die es gibt.«

Mein Vater ging rauf ins Schlafzimmer, um mit meiner Mutter zu reden und um dort oben zu telefonieren. Ich steckte die Münze in mein Sparschwein. Es war ein Sparschwein aus Porzellan, aus dem man nichts rausholen konnte. Irgendwann, wenn nichts mehr hineinpasste, würde ich es zerschlagen; aber bis dahin war es noch ein weiter Weg.

III

Den weißen Mini sah ich nie wieder. Zwei Tage später, am Montag, nahm mein Vater einen schwarzen Rover mit rissigen, roten Ledersitzen in Empfang. Er war größer als der Mini, aber bei Weitem nicht so bequem. Der alte Geruch von Zigaretten drang aus dem Lederpolster, und während langer Fahrten in dem schwarzen Rover wurde uns immer übel.

Der schwarze Rover war nicht das Einzige, was am Montag eintraf. Ich erhielt außerdem einen Brief.

Ich war sieben Jahre alt und bekam nie Briefe. An Geburtstagen bekam ich Karten von meinen Großeltern und von Ellen Henderson, einer Freundin meiner Mutter, die ich nicht kannte. An meinen Geburtstagen schickte mir Ellen Henderson, die in einem Wohnwagen hauste, immer ein Taschentuch. Briefe bekam ich nie. Trotzdem schaute ich jeden Tag im Briefkasten nach, ob irgendetwas für mich drin war.

Und an jenem Morgen war etwas für mich drin.

Ich öffnete den Umschlag, begriff nicht, was ich da in der Hand hielt, und ging damit zu meiner Mutter.

»Du hast in der Lotterie gewonnen«, sagte sie.

»Was heißt das?«

»Als du auf die Welt kamst, hat Großmutter dir, wie all ihren Enkeln, eine Losanleihe gekauft. Und wenn deine Nummer gezogen wird, kannst du Tausende von Pfund gewinnen.«

»Habe ich Tausende von Pfund gewonnen?«

»Nein.« Sie warf einen Blick auf das Blatt Papier. »Du hast dreizehn Pfund und elf Shilling gewonnen.«

Ich war enttäuscht, dass ich nicht Tausende von Pfund gewonnen hatte (ich wusste bereits, was ich mir dafür kaufen würde. Ich würde mir ein Haus kaufen, um allein zu sein, so wie Batman in seiner Höhle, mit einem Geheimeingang), aber ich freute mich auch, dass ich jetzt ein Vermögen besaß, das meine bisherigen Vorstellungen überstieg. Dreizehn Pfund und elf Shilling. Für einen Penny konnte ich vier Lakritz- oder Fruchtbonbons kaufen; sie kosteten einen Viertelpenny pro Stück, auch wenn es keine Viertelpenny-Münzen mehr gab. Dreizehn Pfund und elf Shilling, und jedes Pfund ergab zweihundertvierzig Pence, und für einen Penny bekam ich vier Bonbons ... Das waren mehr Bonbons, als ich mir vorstellen konnte.

»Ich zahl das auf dein Postscheckkonto ein«, sagte meine Mutter und machte damit meinen Träumen ein Ende.

An jenem Morgen hatte ich nicht mehr Bonbons als zuvor. Trotzdem war ich reich. Dreizehn Pfund und elf Shilling reicher als noch vor wenigen Augenblicken. Ich hatte noch nie etwas gewonnen.

Ich bat sie, mir das Blatt Papier mit meinem Namen noch einmal zu zeigen, bevor sie es in ihre Handtasche steckte.

Das war am Montagmorgen. Am Nachmittag grub der uralte Mr. Wollery, der sich montags und donnerstags ein wenig um unseren Garten kümmerte, ein Gemüsebeet um. (Seine Frau, Mrs. Wollery, die ebenfalls uralt war und Galoschen trug – riesige durchsichtige Überschuhe –, putzte am Mittwochnachmittag bei uns.) Dabei stieß er auf eine Flasche voller Pennys und Halfpennys und Dreipenny-Stücke und sogar Viertelpennys. Keine der Münzen war nach 1937 datiert, und ich verbrachte den Nachmittag damit, sie mit Essig zu polieren, bis sie wieder glänzten.

Meine Mutter stellte die Flasche mit den Münzen im Esszimmer auf den Kaminsims und sagte, dass ein Sammler wahrscheinlich einige Pfund dafür hinblättern würde.

Als ich an jenem Abend ins Bett ging, war ich aufgeregt und glücklich. Ich war reich. Wir hatten einen vergrabenen Schatz gefunden. Die Welt war großartig.

Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, wie meine Träume angefangen haben. Aber so ist das nun mal mit Träumen, oder? Ich wusste, dass ich in der Schule war, und ich hatte einen wirklich üblen Tag. Ich versteckte mich vor den Kindern, die mich verprügeln und beschimpfen wollten, aber sie fanden mich trotzdem, tief im Rhododendron Dickicht hinter der Schule, und ich wusste, dass ich das bestimmt träumte (aber im Traum wusste ich das nicht; es war alles real und wahr), denn mein Großvater war bei ihnen, zusammen mit seinen Freunden, lauter alten Männern mit grauer Haut und trockenem Husten. In den Händen hielten sie Bleistifte, die so spitz waren, dass sie einem damit ziemlich wehtun konnten. Ich rannte vor ihnen davon, aber sie waren schneller als ich, die alten Männer und die großen Jungen, und in der Toilette, wo ich mich in einer Kabine versteckte, holten sie mich ein. Sie hielten mich fest und zwangen mich, den Mund zu öffnen.

Mein Großvater (aber es war gar nicht mein Großvater; in Wirklichkeit war es eine Wachsfigur meines Großvaters, die mich an die *Anatomie* verkaufen wollte) hielt etwas Kleines, Glänzendes in der Hand, und er fing an, es mir mit seinen Stummelfingern in den Mund zu schieben. Es war hart und scharfkantig, und es kam mir bekannt vor, und ich musste würgen. In meinem Mund breitete sich ein metallischer Geschmack aus.

Ihre Augen leuchteten triumphierend, während sie mich böse anstarrten, all die Leute in der Jungentoilette, und ich mühte mich, nicht an dem Ding in meinem Hals zu ersticken – die Freude wollte ich ihnen nicht machen.

Ich wachte auf und drohte, wirklich zu ersticken.

Ich bekam keine Luft mehr. Da war etwas in meinem Hals, etwas Hartes und Scharfes, das mich daran hinderte, zu atmen und zu schreien. Während ich wach wurde, fing ich an zu husten, Tränen rannen mir über die Wangen, und meine Nase lief.

Ich schob mir die Finger so tief wie möglich in den Hals. Voller Verzweiflung nahm ich all meinen Mut zusammen. Mit der Spitze meines Zeigefingers ertastete ich den Rand von etwas Festem, schob den Mittelfinger darunter, wobei ich fast erstickt wäre, bekam das Ding irgendwie zu fassen und zog es heraus.

Ich schnappte nach Luft und übergab mich halb auf mein Bettlaken, eine klare Flüssigkeit, in der Blutschlieren schwammen – anscheinend hatte ich mir mit dem Ding den Hals aufgeschnitten.

Ich schaute es nicht an, sondern hielt es fest umklammert, von Schleim und Spucke verklebt, wie es war. Ich wollte es nicht anschauen. Ich wollte nicht, dass sie existierte, diese Brücke zwischen meinen Träumen und der Realität.

Ich lief den Flur entlang ins Badezimmer auf der anderen Seite des Hauses. Dort spülte ich mir den Mund aus, trank Wasser direkt aus dem Hahn und spuckte rote Klumpen in das weiße Waschbecken. Erst dann setzte ich mich auf den Rand der weißen Badewanne und öffnete die Hand. Ich hatte Angst.

Aber was da in meiner Hand lag – was sich in meinem Hals befunden hatte –, war keineswegs furchterregend. Es war eine Münze: ein silberner Shilling.

Ich ging zurück ins Kinderzimmer, und da es bereits helllichter Vormittag war, zog ich mich an und tupfte das Erbrochene, so gut es ging, mit einem feuchten Waschlappen vom Laken. Dabei hoffte ich, dass das Laken trocken sein würde, bevor ich an diesem Abend darauf schlafen musste. Dann rannte ich nach unten.

Ich wollte jemandem von dem Shilling erzählen, aber ich wusste nicht, wem. Die Erwachsenen, so viel hatte ich schon begriffen, würden mir nicht glauben. Erwachsene glaubten mir nur selten, wenn ich die Wahrheit sagte. Warum sollten sie mir also glauben, wenn ich so etwas Merkwürdiges erzählte?

Meine Schwester spielte zusammen mit ihren Freundinnen im Garten. Als sie mich sah, kam sie wütend herbeigerannt und sagte: »Ich hasse dich! Wenn Mummy und Daddy nach Hause kommen, erzähle ich ihnen alles.«

»Was?«

»Tu nicht so«, sagte sie. »Ich weiß, dass du das warst.«

»Was soll ich gewesen sein?«

»Du hast Münzen nach mir geschmissen. Nach uns allen. Aus den Büschen. Das war gemein.«

»Aber das war ich nicht.«

»Es hat wehgetan.«

Sie ging zurück zu ihren Freundinnen, und sie starrten mich alle wütend an. Mein Hals schmerzte und fühlte sich wund an.

Ich stapfte die Einfahrt entlang. Ich hatte kein bestimmtes Ziel vor Augen – ich wollte nur weg.

Lettie Hempstock stand am Ende der Einfahrt unter den Kastanienbäumen. Sie sah aus, als würde sie dort schon seit hundert Jahren warten und als würde sie, wenn nötig, noch weitere hundert Jahre warten. Sie trug ein weißes Kleid, aber im Licht, das durch die jungen Frühlingsblätter der Kastanie fiel, sah es grün aus.

Ich sagte: »Hallo.«

Sie sagte: »Du hast schlecht geträumt, stimmt's?«

Ich holte den Shilling aus der Tasche und zeigte ihn ihr. »Fast wäre ich daran erstickt«, sagte ich. »Als ich aufgewacht bin. Aber ich hab keine Ahnung, wie er in meinen Mund gekommen ist. Wenn ihn jemand reingetan hätte, wäre ich doch aufgewacht. Er war einfach da drin, als ich aufgewacht bin.«

»Ja«, sagte sie.